

## **Werk**

**Titel:** Reise des General Lafayette durch Amerika in den Jahren 1824 und 1825

**Jahr:** 1829

**Kollektion:** Itineraria; Nordamericana

**Werk Id:** PPN243952295

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN243952295> | LOG\_0019

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=243952295>

## **Terms and Conditions**

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

## **Contact**

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen  
Georg-August-Universität Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen  
Germany  
Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

## Fünfzehntes Capitel.

Freimaurerfest. — Reise nach Petersburg. — Besuch bei Herrn Jefferson. — Sein Haus. — Die Einrichtung seines Landgutes. — Seine Sklaven. — Montpellier. — Hr. Madison. — Religiöse Freiheit. —

Unter den glänzenden Festen, welche die Einwohner von Richmond ihrem Gaste bereitet hatten, und auf deren Beschreibung ich gezwungen bin Verzicht zu leisten, giebt es jedoch eins, von dem ich zu sprechen nicht umhin kann, weil es geeignet ist von dem Zustande der Gesellschaft in Amerika einen richtigen Begriff zu geben, gegen welche die Inquisition in Spanien und Frankreich so oft ihre Scheiterhaufen anzündete, und welche noch jetzt einige europäische Regierungen nur mit Widerwillen dulden. Ich spreche von der Gesellschaft der Freimaurer. — Nachdem wir Sonnabend den 30sten October mit den gewöhnlichen Ceremonien in den Freimaurertempel, wo sich alle Mitglieder der verschiedenen Logen Richmonds versammelt hatten, geführt worden waren, verließen wir ihn in großer Procession, um uns zu dem Brudermahle zu begeben, daß in einem Hause am andern Ende der Stadt bereitet worden war. Der Zug, der aus mehr als 300 Personen bestand, war so gebildet: An der Spitze eine Abtheilung Brüder mit Schwertern bewaffnet; dann eine Abtheilung Musiker, amerikanische und französische Volkslieder spielend, unter denen die Marsseilaise nicht vergessen ward; hinter der Musik zwei lange

Reihen Brüder von untergeordneten Graden, und zwischen diesen Reihen alle hohen Würdenträger der Gesellschaft, welche in ihrer Mitte eine Bibel auf einem purpurnen, goldgestickten Sammetkissen und mit allen Symbolen der Freimaurerschaft umgeben, trugen. Unter diesen Geschwördenträgern behaupteten der Statthalter von Virginien, der oberste Richter der Vereinigten Staaten, Herr Marshall, und mehrere andere Staatsbeamten, den ersten Rang. Alle Brüder trugen die Zeichen ihrer Grade, und die Verschiedenheit derselben gewährte einen wirklich sonderbaren Anblick. Alle Straßen durch die wir kamen, waren mit einer großen Menge von Zuschauern angefüllt, welche durch ihre Haltung und Stille die Achtung ausdrückten, welche ihnen diese Feierlichkeit einflößte. Ehe wir an der Tafel Platz nahmen, welche in einem reichgezierten Saale gedeckt stand, hielt uns ein protestantischer Geistlicher, der zum Freimaurerorden gehörte, eine Rede, in der er uns erinnerte, daß die wahre Freimaurerschaft auf der Wahrheit, der Gleichheit und Barmherzigkeit beruhe; daß die Erfüllung unserer Pflichten als Freimaurer nichts anders sey, als sich derer entledigen, die wir Gott und den Menschen schuldig sind. Er schloß, indem er unser Mahl segnete, das wir mit vielem Ernst begannen, und in den Ausbrüchen jener offenen und häufig gelstreichen Lustigkeit beschlossen, die die Einwohner von Virginien hauptsächlich auszeichnet. Gegen das Ende wurden viele patriotische Trinksprüche von den Gästen ausgebracht; folgender des General Lafayette ward mit Enthusiasmus aufgenommen: „Freiheit, Gleichheit, Menschenliebe sind die wahren Freimaurer-Symbole: möge die Ausübung dieser Grundsätze uns immer die Achtung unserer Freunde und die Abneigung der Feinde der Menschheit verdienen.“ —

Dann kehrten wir mit denselben Feierlichkeiten und in derselben Ordnung, wie beim Kommen, auf dem Wege nach den Tempel zurück und brachten den Abend in einer zahlreichen Gesellschaft zu, die sich in unserer Wohnung versammelt hatte. Hier fand ich, unter der die Zimmer erfüllenden Menge, mehrere unserer Brüder wieder, und die Unterhaltung wendete sich natürlich auf das Fest des Tages. Da mich einer derselben fragte, was ich davon denke, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß ich glaube, eine solche Feierlichkeit würde in Europa sehr sonderbar erscheinen, und daß ich sehr zweifelte, ein Freimaurerzug würde die Straßen von Paris durchziehen können, ohne unanständigen Scherzen der Lustigkeit des Volks ausgesetzt zu seyn. „Es giebt bei Ihnen aber auch Processionen,“ antwortete er mir, „denn ich erinnere mich deren mehrerer, während einer Reise, die ich vor zwei oder drei Jahren in Frankreich machte, gesehen zu haben, und ich habe nicht bemerkt, daß sie das Volk lächerlich gefunden hätte.“ — „Das ist auch etwas ganz anders,“ rief ich aus; die Processionen, die Sie in Frankreich sahen, sind die der katholischen Kirche; sie haben einen andern Zweck und andere Formen, als die Ihrer Freimaurer-Processionen.“ — „Sie finden darin einen großen Unterschied?“ entgegnete ernst mein Bruder, den ich mich mit einem Male erinnerte bei unsrer Feierlichkeit, mit den Zeichen der höchsten Grade bekleidet, gesehen zu haben; „wir wollen diesen Unterschied untersuchen. Ich meines Theils bekenne offen, daß ich im Gegentheil — ich sage es ohne Sie beleidigen zu wollen — nur Aehnlichkeiten finde. Sind es die Schürzen und Zierrathen unsrer Brüder, die Sie zu lächerlich finden, um öffentlich gezeigt zu werden, so scheinen mir Kleider und Mützen Ihrer Priester nicht weniger sonderbar. Tragen wir Religion an der

Spitze unserer Processionen; so tragen die katholischen Priester deren ja auch, und glauben Sie, daß die Bibel, die das Wort Gottes enthält, es weniger verdient vorgetragen zu werden, als ein silbernes oder sogar ein goldenes Kreuz? So wie die der Katholiken, gehen unsre Processionen unter dem Schalle der Musik und des Gesanges der Eingeweihten einher, und hier ist die Vergleichung, glaube ich, zu unserm Vortheil, weil erstens unsre Musik, ohne weniger ernst zu seyn, weniger einförmig ist, und weil zweitens unsere Gesänge in der Volkssprache von der Menge verstanden werden können. Endlich, mein Bruder," setzte er, mir die Hand drückend, hinzu, „wenn ich von der Vergleichung der äußern Formen auf die des moralischen Zweckes übergehe, so schmeichle ich mir gewiß zu seyn, daß es auch hier keine Verschiedenheit giebt. Der Zweck unsrer Verbindung ist, wie Sie wissen, das Menschengeschlecht zu verbessern, indem wir es aufklären und die Unglücklichen zu trösten, indem wir unser Bemühen mit ihnen theilen. Welches edlere Ziel könnten wohl die Katholiken zu erreichen suchen, indem sie die religiösen Feierlichkeiten ausüben? Und wenn wir mit ihnen nach diesem gemeinschaftlichen Ziele streben, warum sollten wir dann in den Augen der Menge lächerlicher erscheinen?" — Als Fremder und als Freimaurer kam es mir nicht zu, die Verhandlung weiter zu treiben, und ich schwieg, woraus mein Gegner wahrscheinlich schloß, daß ich seine Meinung billigte. Einige Augenblicke nachher begann er die Unterhaltung aufs Neue über denselben Gegenstand, und ich erfuhr daraus, warum die Freimaurerschaft in den Vereinigten Staaten einer so großen Gunst genießt. „Meine Landsleute sind, wie sie wissen," sagte er mir, „reiseflüchtig und besonders auf dem Meere; sie laufen also häufig Gefahr, in die Hände der Seeräuber zu

gerathen, welche die Gewässer der Antillen, die wir oft befahren, verpesten. Diese Seeräuber, welche ohne Unterschied des religiösen Glaubens, Alles plündern und hängen, beugen für die Freimaurer, die sie fast immer als Brüder behandeln, eine große Achtung. Ich könnte Ihnen, ohne Richmond zu verlassen, eine große Zahl Personen zeigen, welche die Erhaltung ihres Lebens und ihres Vermögens nur einen Freimaurerzeichen verdanken, daß sie unter dem Schwerdte dieser Meerabschäumer gaben." — Nun begriff ich die Verehrung und den Eifer der Amerikaner für die Freimaurerschaft. —

Der General Lafayette wollte, bei seiner Abreise von Richmond seinem guten alten Freunde, dem Expräsidenten Jefferson, einen Besuch machen; aber eine dringende Einladung, die er von den Einwohnern Petersburgs erhielt, brachte in diesen Plan eine kleine Abänderung. Er beschloß zuerst dieser Einladung Folge zu leisten, und dann nach Richmond zurückzukehren, um von da den Weg nach Monticello einzuschlagen. Wir brauchten fast sechs Stunden Zeit um den sandigen Holzweg von Richmond nach Petersburg zurückzulegen, der nicht mehr als ungefähr 25 englische Meilen beträgt. Unterwegs zeigten uns die Reuter der Begleitung in einer Lichtung eine alte hölzerne Kirche, die Lafayette zum Hauptquartiere diente, als er während des virginischen Kriegs in dieser Gegend mandrirte, um die Vereinigung Cornwallis mit dem General Philips zu verhindern. Als wir uns der Stadt mehr näherten, erkannte der General Lafayette die Stellung, von der er Petersburg beschossen und in Brand gesetzt hatte, um die Engländer daraus zu vertreiben, die so schnell eingerückt waren, daß er nicht hatte zuvorkommen können. Die Einzelheiten dieses Theils des virginischen Feldzuges, in Stras-

teigischer Hinsicht so merkwürdig, sind kurz aber sehr deutlich in dem trefflichen Werke des Hrn. Marshall, das die Aufschrift: *Leben des General Washington*, führt, beschrieben.

Die vierundzwanzig Stunden, welche der General Lafayette in der Mitte der Bürger von Petersburg zubringen konnte, wurden durch Vergnügungen aller Art bezeichnet. Indem er die Straßen durchfuhr, machten ihm die Einwohner mit Heiterkeit bemerkbar, wie sehr die Stadt dabei gewonnen habe, von ihm 1781 eingekauft worden zu seyn: „Zu jener Zeit,“ sagten sie ihm, „hätten wir Sie nur in elenden Häusern von Holz aufnehmen können; jetzt sind sie groß, aus Ziegelsteinen gut erbaut, und wir können Ihnen darin alle Bequemlichkeiten des Lebens anbieten.“ — Petersburg bietet in der That einen angenehmen Anblick dar, welcher den Wohlstand der Einwohner verkündigt; es ist eine kleine hübsche Stadt von ungefähr 7000 Seelen, am südwestlichen Ufer des Flusses Apamatoke gebaut, welcher von diesem Punkte bis zu seinem Ausfluß in den Jamesfluß für 60tönnige Schiffe fahrbar ist. Alle Erzeugnisse des mit-täglichen Virginiens und der größere Theil der von Nordcarolina, haben, so zu sagen, keinen andern Ausweg, als Petersburg; daher ist auch der Handel dieser Stadt mit Tabak und Mehl sehr beträchtlich, welches letzte größtentheils in den zahlreichen, bei der Stadt unter den Wasserfällen des Apamatoke, gelegenen Mühlen zubereitet wird. — Nachdem wir nach Richmond zurückgekehrt waren, um uns während zweier Tage auszuruhen, machten wir uns nach Monticello auf den Weg, das 80 englische Meilen davon entfernt ist; freiwillige Begleiter zu Pferde und eine Gesandtschaft des Anordnungs-Ausschusses gingen mit uns. Wir brachten die erste Nacht in Milton, einem kleinen

Dorfe auf halben Wege gelegen, zu, wo sich eine große Anzahl Landbauern aus der Umgegend versammelt hätten, um dem General ein patriotisches Gastmahl anzubieten. — Als wir am folgenden Morgen in den Wagen steigen wollten, bekam ich ein sehr heftiges gallisches Erbrechen, und Jedermann, so wie ich selbst, glaubte, daß ich ein Gallenfieber bekommen würde, das in Virginien zu dieser Jahreszeit eine äußerst häufige und gewöhnlich tödtliche Krankheit ist; indessen gaben mir einige Tassen Thee und etwas Ruhe Kraft genug, in den Wagen steigen und die Reise fortsetzen zu können. Trotz meiner Bitten hatte Herr Georg Lafayette seinen Vater verlassen, um bei mir zu bleiben; dieser Beweis von Freundschaft und seine liebende Sorgfalt, trugen gewiß viel dazu bei, mich wieder herzustellen, und gewährten mir ein Vergnügen, das ich nie vergessen werde. Wir reisten schnell genug, um kurze Zeit nach dem General zu Monticello anzukommen. Wir fanden Herrn Jefferson noch bewegt von der Freude, seinen alten Freund umarmt zu haben; er empfing uns mitten unter seiner zahlreichen Familie mit einer Freundlichkeit, die in einem Augenblicke die Schüchternheit verscheuchte, deren ich mich nicht erwehren konnte, indem ich mich einem Manne näherte, der so viel für die Menschheit gethan hat. Wenn man sich erinnert, wie nützlich das ganze Leben Jefferson's für seine Mitmenschen war, fühlt man sich von der tiefsten Ehrfurcht gegen ihn durchdrungen; bald aber gefellt sich zu diesem Gefühl das des Vertrauens und der Freundschaft, wenn man einige Tage mit ihm gelebt hat. Es ist vielleicht schwer, einen Mann zu finden, dessen Unterhaltung zugleich angenehmer und unterrichtender wäre: mit einem Gedächtnisse begabt, das ihn leicht in alle Begebenheiten seines Lebens zurück versetzt; eingeweiht in fast alle Künste und Wissen-



schaften, können seine Gespräche leicht allen Bedürfnissen eines wißbegierigen Geistes genügen. Zu Shadwell, in der Grafschaft Albemarle, Staat Virginien, den 2<sup>ten</sup> April 1743 geboren, ward Thomas Jefferson in der hohen Schule zu Williamsburg erzogen und widmete die ersten Jahre seiner Jugend dem Studium der Rechtswissenschaft. Die vortheilhafte Lage, in welche ihn das beträchtliche Vermögen setzte, das ihm sein Vater, Peter Jefferson, einer der ältesten Kolonisten, hinterlassen hatte, und mehr noch sein ausgezeichnete Geist und Charakter, beriefen ihn bald zur Gesetzgebung Virginiens, die ihn 1775 als ihren Gesandten zum Continentalcongresse schickte. Bald erwarb er sich im Schooße dieser erhabenen Versammlung einen hohen Ruf; sie nahm 1776 seine Herausgabe der Unabhängigkeitserklärung an, die sich eben so sehr durch die Tiefe der Gedanken, als durch die Klarheit, Würde und Kraft der Schreibart auszeichnete, und die hinreichend war, ihren Verfasser zu verewigen. Jefferson konnte jedoch bei diesem ruhmvollen Antritt der politischen Laufbahn nicht stehen bleiben; er sollte sie ganz mit gleichem Erfolge durchschreiten und unterwegs noch Mittel finden, den Wissenschaften und Künsten, die er nie vernachlässigte, einen Tribut zu bezahlen. — So ward er der Reihe nach Gesetzgeber, Statthalter von Virginien, Stellvertreter, bevollmächtigter Minister, Staatssekretär, Vicepräsident der Vereinigten Staaten, und ging so während fast 25 Jahren durch alle hohen Aemter, um zur obersten Verwaltung der Republik zu gelangen. Seine Ernennung im Jahr 1801, bei der er John Adams zum Nebenbuhler hatte, ward als der Sieg der demokratischen über die föderalistische Parthei betrachtet. Damals, so wie zu allen Zeiten, legte die besiegte Parthei ihre Verzweiflung durch laute Klagen, versteckte Aufregungen, aufrührerische

Flugschriften an den Tag; die Zeitungen, ihre Organe, tadelten ohne Maas den neuen Präsidenten und alle Männer, welche ihm halfen unnütze Aemter. aufzuheben; in alle Zweige der Verwaltung die strengste Sparsamkeit einzuführen; die Armee auf das unentbehrlich Nothwendige einzuschränken, und der Constitution endlich den freien Gang zu geben, welcher der Einfachheit ihres Entwurfes so wohl ansteht. Jefferson verachtete diese eiteln Klagen, und setzte deswegen nicht weniger das Werk seiner Umänderungen und Verbesserungen fort, das er begonnen hatte. Vergeblich riethen ihm einige Freunde im mißverstandenen Eifer ein Gesetz gegen den Mißbrauch der Pressfreiheit zu geben: „Ich schätze mich glücklich,“ antwortete er ihnen, „dieser beständigen Beurtheilung ausgesetzt zu seyn, welche die Zeitungen gegen meine Verwaltung richten, denn unter den heftigen, von der Leidenschaft ausgestoßenen Anklagen kann sich eine Wahrheit finden und ich sie benutzen; überdies hat eine Regierung, deren Handlungen am Lichte geschehen, deren Mitglieder unter ihren Mitbürgern leben, an welche alle ihre Worte gerichtet sind, und unter deren Augen alle Maasregeln getroffen werden, nichts zu fürchten, als eine schlechte Verfahrungsweise.“ — Welche hohe und strenge Lehre, die so manche Regierung benutzen könnte! — So viel Weisheit und Festigkeit konnte nicht unbelohnt bleiben; die mit einem richtigen Verstande begabte Nation, erwählte Jefferson von Neuem zum Präsidenten im Jahr 1805 und fast mit Allgemeinheit der Stimmen. Unter den wichtigen Begebenheiten, welche seine Verwaltung auszeichneten, war der Ankauf der Louisiana nicht die am wenigsten vortheilhafte für die Vereinigten Staaten. — Im Jahr 1809 kehrte er endlich in das bürgerliche Leben zurück und suchte die Ruhe in der Einsamkeit von Monticello: hier, auf der

Spitze eines Berges, von dem man ein lachendes, fruchtbares Thal übersteht, in einem einfachen aber geschmackvollen Hause, das unter seiner Leitung und so zu sagen, von ihm selbst errichtet ward, mitten unter seinen Kindern und Enkeln, deren Abgott er ist, verwendet er noch seine Zeit und seine Fähigkeiten auf die Beredlung und Beglückung seiner Mitmenschen. Durch seine Sorgfalt, sah Charlottesville sich in ihren Mauern eine Universität bilden, die jetzt reich begabt ist, und eine große Anzahl Zöglinge enthält. Noch einige Jahre und diese Stiftung wird für die südlichen und westlichen Staaten das seyn, was Cambridge jetzt für die nördlichen ist, d. h. eine reiche Quelle der Aufklärung, aus welcher die Jugend die Kenntnisse und Grundsätze schöpfen kann, welche den guten Bürger bilden. — Das Haus des Hrn. Jefferson hat in den ganzen Vereinigten Staaten einen großen Ruf der Gastfreundschaft; ich bemerkte auch in der That, daß es beständig nicht nur einer großen Anzahl Besuchern aus der Umgegend, sondern auch allen fremden Reisenden offen stand, welche durch Neugierde oder dem Wunsche, den Weisen von Monticello zu sehen, dahingeführt werden. Ich habe schon gesagt, daß er der Architekt und fast der Erbauer seiner Wohnung gewesen war: ihre Gestalt ist ein ungleiches Achteck, mit Säulengängen gegen Morgen und gegen Abend, und Peristylen gegen Mittag und Mitternacht. Das Aeußere im dorischen Style, ist oben mit Geländern umgeben; das Innere des Hauses ist nach den verschiedenen Arten der Baukunst geschmückt, ausgenommen der gemischten: das Vorzimmer im ionischen, das Speisezimmer im dorischen, der Gesellschaftssaal im corinthischen und der Dom im attischen Style. Die Zimmer sind nach diesen verschiedenen Arten und in dem wahren Verhältnisse nach Pal-

ladio geschmückt. Ueberall in dieser reizenden Wohnung findet man Beweise von dem guten Geschmack des Besitzers und seiner aufgeklärten Liebe zu den schönen Künsten. Sein Gesellschaftszimmer ist mit einer Sammlung von Gemälden geschmückt, unter denen man mit Vergnügen eine Himmelfahrt von Pouffin, eine heilige Familie von Raphael, eine Geißelung Christo von Rubens, und eine Kreuzigung von Guido Reni, bemerkt. Im Speisezimmer stehen vier schöne Brustbilder Washington's, Franklin's, Lafayette's und Paul Jones's; einige andere schöne Stücke der Bildhauerei sind in den andern Theilen des Hauses. Die Büchersammlung, ohne groß zu seyn, ist trefflich gewählt; was aber besonders die Neugier der Besucher erregt, ist das reiche Museum am Eingange des Hauses; es enthält an Angriffs- und Vertheidigungswaffen, an Kleidern, Schmuck und Hausgeräth, die vollständigste und verschiedenartigste Sammlung die je bestand. Hr. Trist, Schwiegersonn der Frau Kandolphe, Tochter des Hrn. Jefferson, ein so lebenswürdiger als unterrichteter junger Mann, hatte die Gefälligkeit mir die Waffen zu zeigen, welche dem berühmten Tecumseh zugehörten; sie sind weder durch ihre Gestalt noch durch den Stoff ausgezeichnet; man betrachtet sie jedoch mit Theilnahme, wenn man die Geschichte des außerordentlichen Mannes kennt, der sie trug. Man weiß, daß Tecumseh, unter den Indianern Ahipewas, auf der Gränze des Canada geboren, Anführer seiner Nation war, und durch seinen Muth und sein Genie über alle benachbarten Völker einen unglaublichen Einfluß erlangt hatte. Diesem Kinde der Natur war von seiner Mutter das Siegel ihrer Größe aufgedrückt worden. In einem vollkommen schönen, hoheitsvollen Körper lebte die Seele eines Helden, und man kann behaupten, daß, wenn der Zufall ihn in dem Lichte der

Civilisation hätte geboren werden lassen, sein auffassender Verstand ihm bald eine Stelle unter den ausgezeichnetsten Männern seines Jahrhunderts angewiesen haben würde. Seit lange nährte er den Wunsch in seinem Innern der immerwachsenden Macht der Weißen einen unübersteiglichen Wall entgegenzusetzen. Zu diesem Zwecke hatte er mehrere Jahre lang fast alle indianische Stämme durchreist, um sie in das Bündniß zu ziehen, das er bilden wollte. Seine hinreißende Beredtsamkeit verschaffte ihm zahlreiche Theilnehmer; schon glaubte er in ziemlich naher Zukunft den Augenblick zu sehen, wo er gegen die Weißen den Tomahawk erheben könnte, der seine Brüder neu beleben sollte, als plötzlich der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrach. Tecumseh sah diese Begebenheit mit Vergnügen, weil sie ihm seinen Entwürfen günstig schien, indem so die Vernichtung der Weißen durch ihre eignen Waffen beschleunigt werde. Anfänglich beschloß er unthätiger Zuschauer zu bleiben. Bald aber änderte er seine Meinung: bei der Vernichtung der Stärkern zu helfen; um dann nur noch die Schwächeren zu tödten zu brauchen, schien ihm eine weisere Staatsklugheit und er gab gern den Aufforderungen der Engländer nach, welche ein Bündniß mit ihm auf allen möglichen Wegen suchten. Er war damals vierzig Jahr alt; seit seiner Kindheit hatte er an allen Gefechten gegen die Weißen Theil genommen, und noch konnte man ihm nicht eine der Grausamkeiten vorwerfen, die unter seinen Landsleuten in der Trunkenheit des Sieges so häufig sind. Er hatte Abscheu gegen das nach dem Gefechte vergossene Blut, und oft sah man ihn seine Gefangenen gegen die Wuth seiner eignen Krieger vertheidigen. Mit einem so edlen Charakter begabt, fand er bald Anlaß über die scheußliche Aufführung seiner Verbündeten

zu erröthen, welche schändlich genug waren, die Indianer, die sie trunken gemacht hatten, zur Ermordung ihrer verwundeten Gefangnen anzuregen. Er bewies ihnen die ganze Verachtung, die er für sie empfand, als er mit edlem Stolze den Rang des Brigadegenerals und die seidene Binde ausschlug, die ihm der General Proctor, im Namen des Königs von England als Belohnung seines Muthes bei den Gefechten von Bromstown und Magagua, anbot; aber immer mit seinen großen Entwürfen beschäftigt, glaubte er sein Bündniß mit den Engländern halten zu müssen, bis die Amerikaner, die er für die gefährlichsten Feinde hielt, vernichtet wären. Bei seinem furchtbaren Rufe stellten sich neue Stämme unter seine Befehle, und so kam er an der Spitze des Kerns seiner Krieger an die Ufer des Chemsessflusses, um seinen Verbündeten zum letzten Male die Hülfe seines Armes in einem Gefechte darzubringen, das sie dem General Harrison lieferten. Gleich im Anfang des Kampfes hatte sich Tecumseh mit Wuth in die ihm gegenüberstehenden Bataillone gestürzt, und sie durch die Kühnheit seines Angriffs erschüttert; bald aber fanden diese ihre Kaltblütigkeit wieder, und das Gefecht ward schrecklich. Die durch das Beispiel ihres tapfern Anführers aufgeregten Indianer, erneuerten beständig den Angriff, den die Amerikaner mit gleicher Unererschrockenheit zurückwiesen; mitten im dichtesten Getümmel, wagte sich der Obrist Johnson, fast allein gegen eine gedrängte Gruppe Indianer vor, die sich beim Rufe Tecumseh's ordneten. Der Glanz der Uniform Johnson's, die Weiße seines Pferdes machten ihn bemerkbar, und er ward der Zielpunkt aller Schüsse; nach wenigen Augenblicken stürzte er, von Wunden bedeckt; Tecumseh eilt herbei und erhebt den Tomahawk, um ihm den Tod zu geben; aber von seiner Unererschrockenheit oder seiner traurigen Lage

ergriffen, zögert er, und dieser Augenblick wird ihm verderblich, es ist der seines Todes. — Der Obrist Johnson sammelt die ihm übrig bleibenden Kräfte, und, ganz die Gefahr fühlend in der er sich befand, zieht er eine Pistole aus seinem Gürtel und drückt sie auf die Brust Tecumseh's ab, der todt an seine Seite fällt. So starb dieser außerordentliche Mann, auf dem alle Hoffnungen so vieler Nationen beruhten, die jetzt täglich abnehmen und von denen bald die Civilisation — sogar die Spuren ihres ehemaligen Daseyns verwischt haben wird. Der Körper des Tecumseh ward nach dem Gefecht unter den Todten wiedergefunden; die Amerikaner erkannten ihn an seinem ehrfurchteinflößenden Aeußern, und begruben ihn, um seinen Muth zu ehren, den sie so oft empfunden hatten, mit allen militärischen Ehrenbezeugungen. —

Die Ländereien, welche das Haus des Hrn. Jefferson umgeben und seine Besitzung ausmachen, haben mehrere Tausend Acker an Ausdehnung; aber nur 12 oder 1400 Acker sind bebaut; der übrige Theil ist noch mit Wäldern bedeckt. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind Getraide und Tabak; die Bearbeitung schien mir im Allgemeinen sorgfältig; wenn ich aber nach einigen Beobachtungen gehe, die ich zu machen Gelegenheit hatte, so muß sie sehr kostspielig seyn und mithin dem Besitzer wenig Vortheil bringen. So wie alle Landbauer Virginiens, läßt Hr. Jefferson seine Felder von Sklaven bearbeiten, d. h. wenn er zu dieser Bearbeitung 50 braucht, so muß er deren 100 nähren, einwohnen und kleiden, denn wenn man von 100 Sklaven die Greise, Kinder, schwachen Frauen und Kranke abrechnet, so wird man gewiß finden, daß kaum 50 Individuen bleiben, die zum Arbeiten fähig sind; dazu kommt noch, daß die 50 thätigen Personen nicht die Arbeit verrichten, welche 30 freie, um

Tagelohn arbeitende Männer thun würden, und das ist leicht zu begreifen. Der freie, täglich arbeitende Mann weiß, daß, wenn er auf seine Arbeit nicht seine ganzen Kräfte und seinen ganzen Fleiß verwendet, der, welcher ihn bezahlt, ihn nicht mehr gebrauchen wird, um einen andern Fleißigern zu nehmen, und daß er also in's Elend gestürzt wird. Der arbeitende Slave weiß im Gegentheil, daß wie gering oder wie bedeutend seine Arbeit auch sey, sein Schicksal immer dasselbe bleibe; es ist ihm nicht unbekannt, daß der Herr, um die Summe zu erhalten, die seine Person vorstellt, immer gezwungen seyn wird, ihn zu ernähren, zu kleiden, seine Gesundheit zu pflegen, und ihn zu behalten. Daher muß auch der arbeitende Slave, ohne Sorge so wie ohne Hoffnung für die Zukunft, nur Einen Wunsch haben, den nach Ruhe. Was geht es ihm auch in der That an, ob der Wohlstand seines Herrn ab- oder zunehme? Der Erfolg für ihn ist immer derselbe; bleibt er nicht ewig in der Slaverei? — Aus diesen Bemerkungen kann man Kühn den Schluß ziehen, daß dreißig, um das Tagelohn arbeitende freie Männer die Arbeit der hundert Slaven verrichten würden, die der Besitzer das ganze Jahr lang nähren und kleiden muß, um fünfzig Arbeiter zu haben. Ich nehme an, daß der Unterhalt eines Slaven täglich sechs Groschen, und der Tagelohn eines freien Arbeiters nur achtzehn Groschen dem Herrn koste, so wäre schon eine Ersparniß von 10 prEt. zu Gunsten der Bearbeitung durch freie Hände. Dieser Unterschied scheint anfänglich nicht so beträchtlich; nimmt man aber dann das ungeheure Capital von 50,000 Fr. wenigstens, welches der Ankauf dieser hundert Slaven kosten mußte; die 52 Sonntage und außerordentlichen Feste, wo man freie Arbeiter nicht bezahlt, und während welcher die Slaven doch essen ohne zu arbeiten, in



die Rechnung auf: so wird der Unterschied groß, und man begreift kaum, wie ein Landbesitzer (alle Gefühle der Menschlichkeit auf die Seite gestellt, und nur das persönliche Interesse betrachtet) sich nicht mehr bemüht, die Arbeit der Sklaven durch freie Arbeiter zu ersetzen. — Das gute Aussehen und die Heiterkeit der Sklaven zu Monticello, würden die Menschlichkeit ihres Herrn beweisen, wenn ein so edler Charakter des Beweises bedürfte; Alle, mit denen ich mich unterhielt, versicherten mir, daß sie vollkommen glücklich, durchaus keiner schlechten Behandlung unterworfen wären, daß ihre Arbeit sehr gering sey und daß sie den Boden von Monticello mit um so mehr Vergnügen bebauten, da sie fast die Gewißheit hätten, nie ihm entrissen und anders wohin geführt zu werden, so lange Hr. Jefferson lebe. Diese Unterhaltung bewies mir, daß, was auch die Besitzer sagen, es ein sicheres Mittel giebt, in den Sklaven die Liebe zur Arbeit zu erwecken, und ihre Anhänglichkeit zu gewinnen; wenn man sie nämlich zu *glebae adscriptis* machte, sie gewöhnte sich als unentäußerlichen Theil des Eigenthums zu dem sie gehören, zu betrachten, ihnen endlich die Gewißheit gäbe, daß sie der Verbesserungen und Verschönerungen genießen werden, die sie im Schweiße ihres Angesichts erschaffen. Wüßten sie einmal, daß die Erde, auf der sie geboren wurden, sie bis zum Ende ihrer Tage ernähren soll, so würden sie sie lieb gewinnen und Vergnügen daran finden, sie fruchtbar zu machen. Die Herren selbst würden für Wesen mehr Anhänglichkeit fühlen, die sie sich nicht mehr gewöhnten, als Lastthiere zu betrachten, die man verkauft, wenn man nicht die nöthigen Eigenschaften hat, um sie zu leiten. Gezwungen sie zu behalten, würden sie mit mehr Sorgfalt über ihre geistige und körperliche Vervollkommenung wachen; dann würden auch die scheußlichen

Märkte aufhören, wo ohne Mitleid die Bande der Natur zerrissen, Kinder von der Mutter, der Bruder von der Schwester, der Mann von der Frau, der Unglückliche von dem Freunde getrennt werden, mit denen sie wenigstens dieselbe Kette verband. — Die Einwendungen gegen die augenblickliche und allgemeine Freilassung sind unwiderlegbar; die Einwendungen gegen die stufenweise Freilassung, sind Einwürfen ausgesetzt; aber die Einwendungen gegen die Verwandlung der Slaverei in Leibeigenschaft, so wie ich eben gesagt habe, scheinen mir leicht zu widerlegen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat der ganzen Welt eine große Lehre gegeben, indem sie den Negerhandel als ein der Todesstrafe werthes Verbrechen betrachtet und richtet. Virginien hat sich ein großes Recht auf die Dankbarkeit der Freunde der Menschheit erworben, indem es sich, so zu sagen, schon in seiner Kindheit, der Einführung der Schwarzen in seinem Lande entgegensezte; aber es bleiben auf dieser Laufbahn der Gerechtigkeit und Menschenliebe noch viele Palmen zu verdienen übrig: die erste, glaube ich, gehört dem Staate, der seine Slaven durch Leibeigene ersetzt. —

Ehe wir Herrn Jefferson verließen, besuchten wir mit ihm die Universität von Charlottesville; er führte uns in einem sehr schönen, von Negern verfertigten Wagen dahin, dessen Vollkommenheit mir ein großer Beweis gegen diejenigen schien, welche behaupten, der Verstand eines Negers könne sich nie zu der Höhe der mechanischen Künste erheben. Zu Charlottesville war alles mit Sorgfalt von den Bürgern und den zum ehrenvollen Empfange des General Lafayette versammelten Zöglingen vorbereitet. Der Anblick des beim Mittagmahle, zwischen Jefferson und Madison sitzenden Gastes der Nation, erregte in den Zu-

schauern einen Enthusiasmus, der sich durch glänzende Ausbrüche des Witzes und der Freimüthigkeit äußerte. Herr Madison, der denselben Tag zu Charlotteville angekommen war, um dieser Versammlung beizuwohnen, zeichnete sich unter allen durch die Eigenthümlichkeit seines Geistes und die Zartheit seiner Anspielungen aus. Ehe wir vom Tische aufstanden, bat er folgenden Trinkspruch ausbringen zu dürfen: „Der Freiheit; ihr Gast ist die Tugend, und ihr Fest die Dankbarkeit.“ Sein Gedanke ward schnell begriffen und von den Gästen mit Jubel aufgenommen. — Nach dem Essen besuchten wir die Universität: die Gebäude bilden zwei gleichlaufende Linien und sind alle von verschiedener Bauart; am Ende dieser beiden Linien erhebt sich ein Zwischengebäude, nach dem Plane des Parthenons zu Athen, auf den fünften Theil der ursprünglichen Größe beschränkt, erbaut, das die Büchersammlung und einen großen zirkelförmigen Saal enthält, der zu den allgemeinen Versammlungen bestimmt ist. Alle diese verschiedenen Gebäude sind von Hrn. Jefferson selbst angegeben worden, der täglich zu seinem Vergnügen mehrere Stunden bald mit den Arbeitern, bald mit den Zöglingen und Lehrern zubringt, die alle aus seinen weisen Rathschlägen gleichen Nutzen ziehen. — Ehe wir der Jugend von Charlotteville Lebewohl sagten, führte uns einer der Professoren in einen kleinen Saal und zeigte uns daselbst eine Klapperschlange, die frei auf den Dielen herumspazierte. Man hatte sie einige Tage vorher im Walde fangen lassen, um sie Hrn. Georg Lafayette anzubieten, der den Wunsch geäußert hatte, eine zu besitzen. Wir betrachteten mit Vergnügen diesen gefährlichen Wurm, dessen durchdringender Blick, geschmeidige Bewegungen, fahler mit breiten, schwarzen Streifen gezeichneter Körper und lärmiger Schwanz uns wahrscheinlich eine

andere Empfindung eingestößt haben würde, hätten wir nicht gewußt, daß seine Wuth ohnmächtig war, da man ihm den Zahn ausgebrochen hatte, durch den er so geschickt den Tod in die Adern des Opfers einführt, das er erreichen kann. Das in der Klapperschlange enthaltene Gift ist, wie man sagt, so heftig, daß der Tod in weniger als einer halben Stunde erfolgt. Man hat lange an der Möglichkeit gezweifelt, ein wirksames Mittel gegen den Biß dieses Thieres zu finden; vielleicht zweifeln noch jetzt einige Personen daran; indessen versichert der Dr. Thacher in seiner trefflichen militärischen Zeitung vom Jahr 1776, daß Olivendöl und Merkur ihm bei folgender Gelegenheit vollkommen wirksam erschienen ist: Bei der Ankunft zu Ticonderoga war ein amerikanischer Soldat so unvorsichtig, eine Klapperschlange beim Schwanz zu ergreifen; die Schlange wand sich zurück, und biß ihn in die Hand. In weniger als einer halben Stunde war der Arm und die Schulter über das Doppelte der natürlichen Dicke geschwollen, und die Haut nahm eine dunkle Orangefarbe an; bald empfand die ganze Seite des Körpers dieselben Zufälle, heftige Uebelkeiten traten ein, und so vergingen einige Stunden ohne daß der Tod erfolgte. Nun entschlossen sich der Dr. Thacher und zwei ihm befreundete Aerzte, dem Kranken eine große Menge Olivendöl zu verschiedenen Malen einzugeben und zugleich die leidenden Theile mit einer Merkursalbe einzureiben. Nach zwei Stunden wirkte das Mittel vollständig. Die beunruhigenden Symptome verschwanden, die Geschwulst nahm ab und nach 48 Stunden war die Rückkehr der Gesundheit vollkommen. — Die Indianer behaupten ein Specificum gegen den Biß der Klapperschlangen zu haben; sie versichern, daß, wenn man augenblicklich die wohlgekaute Haut einer Art Knollen, die einer kleinen Kartoffel ziemlich ähnlich sieht, auf die Wunde

legt, die Wirkung des Giftes sogleich gehemmt und alle Folgen vermieden werden. Ich erzähle dies nur als einen Volksglauben, der eine aufmerksame Untersuchung wohl verdiente, die ich aber während meiner zu schnellen Reise nicht selbst anstellen konnte.

Wie glücklich sich der General auch in der Gesellschaft seines alten Freundes, Hrn. Jeffersons, fühlte, so mußte er ihn doch verlassen, denn andere Erinnerungen und Einladungen riefen ihn noch nach vielen andern Punkten dieser weiten Republik, von der wir nur einen kleinen Theil gesehen hatten, obgleich wir seit unserer Landung fast täglich 40 englische Meilen reiseten. Von Monticello begaben wir uns nach Montpellier, dem reizenden Wohnsitz des Expräsidenten der Vereinigten Staaten, Hrn. Madison's. Hier fanden wir bis auf einige kleine Verschiedenheiten, dieselben Tugenden wie zu Monticello. — Die Laufbahn des Herrn Madison hat eine erstaunenswerthe Aehnlichkeit mit der des Hrn. Jefferson, mit dem er beständig durch die innigste Freundschaft verbunden war. — So wie sein trefflicher Freund, beschäftigte sich Hr. Madison frühe mit der Rechtswissenschaft, und ward noch sehr jung von seinen Mitbürgern berufen, ihre theuersten Interessen in den gesetzgebenden Versammlungen zu vertheidigen. So wie jener, glänzte er durch sein Rednertalent und durch die Kühnheit seiner Gedanken in dieser Versammlung, die sich unsterblich machte, indem sie das Vaterland für unabhängig erklärte. So wie jener, ward er zweimal von dem Volke zur ersten Magistratur der Republik berufen und hatte während eines Theiles seiner Verwaltung einen auswärtigen Krieg auszuhalten, den er ruhmvoll beendigte. So wie jener endlich, eilte er bei seinem Austritt aus dem Pallaste des Präsidenten, in die Einsamkeit, um seine Felder zu bearbeiten und die

schönen Wissenschaften zu pflegen, mit denen er nie alle Verbindung aufgelöst hatte, wie sehr ihn auch die zahlreichen politischen Geschäfte seines thätigen Lebens fesselten. Herr Madison ist jetzt 74 Jahr alt; aber sein gut erhaltener Körper umschließt eine noch junge und einer zarten Empfindsamkeit volle Seele, die er sich nicht scheute ganz sehen zu lassen, als er dem General Lafayette das Vergnügen ausdrückte, welches er empfand, ihn in seinem Hause zu beherbergen. Obgleich die Gewohnheit des Nachdenkens und der Arbeit seinen Zügen den Schein einer großen Strenge aufgedrückt hat, so mahlen sich doch alle Eindrücke seines Herzens schnell in seinem Gesicht ab, und seine Unterhaltung ist gewöhnlich von einer sanften Heiterkeit beseelt. Frau Madison trägt auch durch die Anmuth ihres Geistes und die Liebenswürdigkeit ihres Charakters viel dazu bei, die herzliche Gastfreundschaft mit der die Fremden zu Montpellier empfangen werden, schätzenswerther zu machen. — Ich werde über die Verwaltung der Besizung des Herrn Madison in keine Einzelheiten eingehen, da sie alles ist, was sie in den Händen eines durch seinen guten Geschmack und durch seine Ordnungsliebe ausgezeichneten Mannes seyn kann, der jedoch nur Sklaven zu gebrauchen im Stande ist, die immer, wie groß auch ihre Dankbarkeit für die gute Behandlung ihres Herrn sey, ihre gegenwärtige Ruhe dem Wachsthum seines Reichthums vorziehen müssen. — Die vier Tage, welche wir bei Hrn. Madison zubrachten, wurden angenehm zu Spaziergängen durch seine weite Besizung und noch angenehmer des Abends zu Unterhaltungen über die großen Interessen der Amerikaner verwandt, die, wie man weiß, dem General Lafayette so theuer sind. Die damals zu Montpellier gewöhnlich versammelte Gesellschaft bestand fast ganz aus Besizern der Nachbarschaft, von der

nen mir die Mehrsten in allen großen politischen Fragen ihres Landes so erfahren schienen, als im Ackerbau. Der General Lafayette begriff wohl die unangenehme Stellung der Sklavenbesitzer in den Vereinigten Staaten, schonte auch die Mehrzahl der Gründe, die sie an der schnellen Freilassung hindern; verfehlte aber nie die Gelegenheit, die Ansprüche zu vertheidigen, welche alle Menschen ohne Ausnahme auf die Freiheit haben, und brachte so das Gespräch auf die Sklaverei. Es ward offenherzig angefangen und fortgeführt, und bestärkte mich noch mehr in meiner früheren Meinung von den edeln Gesinnungen der Mehrzahl der Virginier über diesen traurigen Gegenstand. Mir scheint, jetzt könne in Virginien die Sklaverei nicht mehr lange bestehen, denn ihr Grundsatz wird von allen erleuchteten Männern verdammt, und wenn die öffentliche Meinung einen Grundsatz verwirft, können seine Folgen nicht mehr lange währen.

Nach der Frage der körperlichen Sklaverei behandelte man die nicht minder wichtige der geistigen, welcher einige Völker Europas durch die herrschenden Religionen, durch die Staatsreligionen unterworfen sind. Die Freunde des Hrn. Madison wünschten sich Glück, wenigstens nicht mehr dieser Sklaverei in ihrem geliebten Vaterlande unterworfen zu sein. Sie gingen in einige Einzelheiten ein, durch die ich erfuhr, daß sie nicht Männer waren, die sich mit dem begnügen mochten, was wir in Europa beständig als eine Wohlthat ansehen; ich spreche von der religiösen Duldsamkeit. „Die Duldsamkeit, sagt eine unter ihnen, ist ohne Zweifel der Verfolgung vorzuziehen, sie würde aber in einem freien Lande unerträglich sein, weil sie einen beleidigenden Stolz verräth. Um einer Religion das Recht der Duldsamkeit zu geben und

„den andern die Schande, geduldet zu werden, aufzule-  
 „gen, muß man zuerst beweisen, daß die Duldende die ein-  
 „zig gute, und daß die geduldeten schlecht sind. Wie soll  
 „man aber dahin gelangen, da jeder seine Religion für  
 „die beste hält. Das Wort Duldsamkeit ist also eine Be-  
 „leidigung und kann der Vernunft nach nur durch das  
 „Wort Freiheit ersetzt werden. Diese religiöse Freiheit hat  
 „ben wir ~~jetzt~~ in ihrem ganzen Umfange, und wir können  
 „versichern, daß es unter unsern 24 Staaten keinen giebt,  
 „der ~~es~~ nicht besser verstehe, als irgend ein Theil von Eu-  
 „ropa. Wir haben indessen auch unfre Zeiten der Dulds-  
 „samkeit, ich könnte sogar sagen der Unduldsamkeit vor uns-  
 „erer ruhmvollen Revolution gehabt; so seufzten wir z. B.  
 „noch unter Gesetzen, Kraft welcher ein Vater, wegen ge-  
 „wisser Grade der Kezerei, der Erziehung seiner eignen Kin-  
 „der beraubt werden, jedes Individuum die Rechte eines  
 „Bürgers, einen Theil des Schutzes der Gesetze verlieren,  
 „und mitunter sogar verbrannt werden konnte. . . . Jetzt  
 „welcher glückliche Unterschied! Dank unsern neuen Geset-  
 „zen, welche ihrer unsterblichen Verfasser würdig sind, kann  
 „kein Individuum gezwungen werden, irgend einen Glaus-  
 „ben anzunehmen, einen Ort zu besuchen, einen Geistlichen  
 „zu besolden, gehindert, festgenommen, an seiner Person  
 „oder Eigenthum bedrückt, oder endlich von irgend Jemand  
 „in irgend einer Hinsicht wegen seiner religiösen Mei-  
 „nungen verfolgt werden. Alle Menschen haben die Frei-  
 „heit, durch Vernunftgründe ihre Meinungen hinsichtlich  
 „religiöser Gegenstände zu bekennen und zu vertheidigen,  
 „und diese Meinungen können in Bezug auf ihre bürger-  
 „lichen Rechte nichts vermindern, vermehren oder erzeu-  
 „gen.“ — Ich hatte, wie man leicht glauben wird, die-  
 sem Gespräch mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuge-



hört, einer der Gäste, der dies bemerkte, zog mich auf die Seite, während Frau Madison den Thee bereitete und sagte mir: „Da Sie an allem, was auf die Bildung unserer Gesetze Bezug hat, so lebhaften Antheil nehmen, so will ich Ihnen eine Thatsache erzählen, von der mein Freund, aus Furcht, die Bescheidenheit des Herrn vom Hause zu verletzen, nicht sprach. Sie wissen vielleicht, daß vor der Revolution die anglikanische Kirche die herrschende war: Ihre, über die Gleichheit unzufriedenen Diener, welche das Gesetz von 1776 zwischen den verschiedenen Religionen verordnete, noch unzufriedener über das Gesetz von 1779, das sie der Besoldung beraubte, die sie bis dahin von den Regierungen bekommen hatten, erklärten, sie könnten sich nicht mit den freiwilligen Beiträgen begnügen, und überreichten der allgemeinen Versammlung während der Sitzung von 1784 bis 85 eine Bittschrift, welche dahin ging, die Besoldung der Diener des Evangeliums von der Regierung zu erlangen. Diese von den beliebtesten Rednertalenten der Kammer unterstützte Bittschrift schien die Stimmenmehrzahl haben zu müssen. Um diesen Erfolg zu hemmen, verlangten und erhielten einige Mitglieder die Verlegung der Bittschrift auf die nächste Sitzung, so wie, daß sie gedruckt und dem Publikum bekannt gemacht werde. Während dieser Zeit baten der Obrist Mason und der Obrist G. Nicholas Hrn. Madison, eine Widerlegung der Bittschrift zu verfassen. Diese dem Volke freigebig ausgetheilte Widerlegung machte soviel Glück, daß sie bald mit einer erstaunenswerthen Menge Unterschriften von Männern aus allen Secten und Ständen begleitet und bei der nächsten Sitzung die Bittschrift mit Festigkeit zurückgewiesen ward. Sie werden gewiß an der Lesung dieser Schrift Vergnügen finden, die, nach meiner Meinung, alles ents

hält, was man Kluges und Weises zu Gunsten der religiösen Freiheit sagen kann; ich werde sie Ihnen morgen überschicken, denn ich besitze noch mehrere Abdrücke davon." — Am folgenden Morgen, ehe wir Montpellier verließen, erhielt ich richtig die Schrift, und fand sie bei der Lesung nicht unter dem Lobe, das man ihr ertheilt hatte. Die Grundsätze, welche sie enthält, sind so einfach, so vernünftig, mit soviel Beredtsamkeit aufgestellt und vertheidigt, daß es mir schwer scheint, über diesen Gegenstand etwas Neues zu sagen: Da die Deffentlichmachung einer solchen Schrift nur gute Resultate zu allen Zeiten und an allen Orten hervorbringen kann, so glaube ich hier davon eine so treue Uebersetzung geben zu müssen, als es mir die Verschiedenheit der Sprachen erlaubt. —

An die allgemeine Versammlung im Staate Virginien.  
Erinnerungen und Vorstellungen.

Bürger! Da wir Unterzeichnete aus dem Staate Virginien eine auf Befehl der allgemeinen Versammlung bei ihrer letzten Sitzung gedruckte Bill unter dem Titel: Bill zur Bestimmung der Besoldung der Diener der christlichen Religion, in ernstliche Betrachtung genommen haben und überzeugt sind, daß besagte Bill, unter dem Schutze der Heiligkeit des Gesetzes, in den Händen der Macht eine Ursache zu Mißbräuchen werden kann; so halten wir uns als treue Mitglieder eines freien Staates für genöthigt, gegen diese Bill zu stimmen, und unsere Gründe darzulegen, wie folgt: — Wir stimmen gegen diese Bill: Weil wir es als eine unbestreitbare Wahrheit betrachten, daß unsere Religion, oder die Verehrung, die wir unserm Schöpfer darbringen, so wie die äußern Uebungen nur durch die Vernunft und die Ueberzeugung,

nicht aber durch Stärke oder Gewalt bestimmt werden können. Es ist das Recht eines jeden Menschen, seine Religion nach Gewissen zu üben; dieses Recht ist natürlich und unveräußerlich. Es ist unveräußerlich, weil die Meinungen der Menschen sich nur nach der von ihrem eignen Verstande gebildeten Ueberzeugung richten, und sie also den Vorschriften eines andern Mannes nicht gehorchen können. Es ist Pflicht für jeden Menschen, dem Schöpfer eine Verehrung zu beweisen; aber nur die Verehrung, die er seiner für würdig hält; dieses Recht geht, nach der Ordnung der Zeiten, den Rechten des gesellschaftlichen Körpers voran. Ehe Jemand als Mitglied eines gesellschaftlichen Körpers betrachtet werden kann, muß er als Unterthan des Herrschers der Welt betrachtet werden. Wenn ein Mitglied eines gesellschaftlichen Körpers bei seinem Eintritt in eine untergeordnete Verbindung sich nicht von den Pflichten gegen die allgemeine Obrigkeit entfernen soll, so soll noch weit mehr ein Mann, der Mitglied eines gesellschaftlichen Körpers wird, die Ehrfurcht und Treue nicht vergessen, die er dem Leiter der Welt schuldig ist. Wir behaupten mithin, daß die Rechte des Menschen in religiöser Hinsicht auf keine Weise von den Gesetzen eines gesellschaftlichen Körpers beschränkt werden können, und daß die Religion in keiner Hinsicht unter eine Verwaltung gehört. Wahr ist es, daß in dem Falle, wo eine Frage die Gesellschaft trennt, es keine andere Regel giebt um sie zu entscheiden, als die Stimme der Mehrzahl; es ist aber auch wahr, daß die Mehrzahl die Rechte der Minderzahl verletzen kann. — Weil wenn die Religion nicht unter die Verwaltung eines gesellschaftlichen Körpers gehört, sie noch weit weniger der Gewalt des gesetzgebenden Körpers unterworfen ist. Letzterer ist nur das Geschöpf und Vizeleiter des

ersten; seine Richtermacht ist abgeleitet und begränzt; ist sie hinsichtlich der andern Körper von gleichem Range beschränkt, wie viel mehr muß sie es dann in Beziehung auf ihre Gründer sein. Die Erhaltung einer freien Regierung verlangt nicht nur, daß die Abzeichnungen und Gränzen, welche die Attribute jeder Abtheilung der Macht bestimmen, unabänderlich fest gehalten werden, sondern auch daß es keiner erlaubt sei, die große Scheidewand zu überschreiten, welche die Rechte des Volks vertheidigt. Die Gesetzgeber, welche diese Gewährleistung nicht achten, mißbrauchen die Macht welche ihnen anvertraut ward und werden Tyrannen; und die Völker, welche diese Mißbräuche dulden, sind nicht mehr von den, von ihnen selbst gegebenen Gesetzen, noch von einer, durch sie begründeten Obrigkeit beherrscht und werden Sklaven. — Weil es gerecht ist, bei dem ersten Angriff auf unsere Freiheit unruhig zu werden. Wir glauben, daß diese vorsichtige Aengstlichkeit eine der ersten Pflichten guter Bürger und einer der schönsten charakteristischen Züge unserer Revolution ist. Die freien Männer Amerika's haben nicht abgewartet, daß eine usurpatorische Macht, sich durch Ausübung befestige. In dem Ursprunge selbst sahen sie die Folgen, und eilten sie zu vermeiden, indem sie den Ursprung vernichteten. Wir halten diese Lehre für zu gut, um sie so bald zu vergessen. Wer sieht nicht, daß dieselbe Obergewalt, welche den Christlanismus mit Ausschluß aller andern Religionen begünstigen kann, auch mit derselben Leichtigkeit eine besondre Secte des Christianismus mit Ausschließung aller andern Secten begünstigen können wird? Und daß dieselbe Obrigkeit, welche jetzt einen Bürger zwingen kann, nur 3 pences zur Erhaltung irgend einer Stiftung zu bezahlen, ihn auch bald wird zwingen können, einen großen Theil seines Ver-

mögens zur Erhaltung aller Stiftungen und in allen möglichen Fällen zu zahlen? — Weil diese Bill die Gleichheit verletzt, welche die Grundlage jedes Gesetzes sein soll, und welche um so unentbehrlicher wird, jemeht die Gültigkeit oder der Einfluß dieses Gesetzes der Zerstörung ausgesetzt ist. Wenn alle Menschen, ihrer Natur nach, gleich frei und unabhängig sind, so muß man auch alle Menschen, als unter gleichen Bedingungen in die Gesellschaft tretend, als einen gleichen Theil ihrer Rechte gewinnend und verlierend, betrachten. Und vor allem müssen sie als im Besitz eines gleichen Anspruchs auf die freie Ausübung der Religion, indem sie nur der Stimme ihres Gewissens gehorchen, betrachtet werden. Wenn wir uns selbst die Freiheit zusichern, die Religion welche wir göttlichen Ursprunges glauben, anzunehmen und auszuüben, so können wir denen, deren Seele sich noch nicht derselben Ueberzeugung öffnete, die in uns lebt, nicht eine gleiche Freiheit verweigern. Wenn Jemand diese Freiheit mißbraucht, so ist dies eine Beleidigung Gottes und nicht der Menschen; Gott allein also und nicht den Menschen muß davon Rechenschaft abgelegt werden. Diese Bill verletzt die Gleichheit, indem sie den einen Abgaben auferlegt, und die andern davon ausschließt. Sind denn die Quäker und Mesnonisten die Einzigen, welche es für unnütz oder tadelnswerth halten, daß die Obrigkeit ihre Religion aufrecht erhalte? Sind sie denn die Einzigen, deren Frömmigkeit man die Sorge für einen öffentlichen Gottesdienst anvertrauen könnte? Soll ihre Secte, zum Nachtheil aller andern, mit außerordentlichen Vorrechten begabt sein, welche ihnen Proselyten sogar im Schooße der andern Secten verschaffen müssen? — Weil die Bill der bürgerlichen Obrigkeit erlaubt, sich zum Richter einer religiösen Wahrheit zu machen,

oder sich der Religion als eines Werkzeugs der bürgerlichen Gewalt zu bedienen. Das erste ist eine hochmüthige Unmaßung, nach den widersprechenden Meinungen der Gesetzgeber aller Zeiten und aller Orte geschraubt; das zweite ist ein gottloser Umsturz der Mittel zum ewigen Heil. — Weil die von der Bill vorgeschlagene Stiftung zum Unterhalt der christlichen Religion unnöthig ist; behaupten, daß sie nöthig sey, hieße der Geschichte der Religion selbst widersprechen, von der jede Seite die Gewalt der Mächtigen der Erde verleugnet. Es heißt auch den Thatsachen widersprechen, denn es ist wohlbekannt, daß diese Religion lange bestand und gedieh, nicht nur ohne den Schutz menschlicher Gesetze, sondern sogar trotz dieser Gesetze; und nicht nur während des Zeitraums der wundervollen Hülfe, sondern lange nachdem sie ihrer eignen Kraft überlassen blieb. Von den Gesetzen sprechen, um eine Religion zu erhalten, heißt, in denen, welche diese Religion ausüben, ein frommes Vertrauen in ihre ursprüngliche Trefflichkeit und in den Schutz ihres Urhebers zerstören; heißt, in denen, welche sie verwerfen, noch den Verdacht nähren, daß ihre Freunde zu gut ihre ganze Falschheit kennen, um zu wagen, sie ihren eignen Kräften zu überlassen. — Weil die Erfahrung bewiesen hat, daß geistliche Stiftungen, weit entfernt, die Reinheit und Wirksamkeit der Religion zu bewahren, einen entgegengesetzten Einfluß hatten. Während fast 15 Jahrhunderten hat man die gesetzliche Einführung der christlichen Religion versucht, was waren die Früchte dieser Versuche? Ueberall mehr oder minder Stolz und Nachlässigkeit bei der Geistlichkeit; Unwissenheit und Knechtschaft bei den Laien; Bigotterie, Aberglauben und Verfolgungsgeist bei den einen, wie bei den andern. Man frage die Priester, welches die schönste Zeit des Christianis-

mus war? Alle, von welcher Secte sie auch seyen, werden bekennen, daß es die vor seiner Verbindung mit der bürgerlichen Politik war. Man schlage jetzt vor, den Christianismus auf seinen ursprünglichen Zustand zurückzuführen, wo die Priester keine andere Besoldung zu hoffen hatten, als von der Dankbarkeit ihrer Heerde; so werden sie so gleich seinen Untergang voraussagen. In welchem Falle sollen wir nun ihrem Zeugniß glauben? Wenn sie für oder gegen ihr persönliches Interesse sprechen? — Weil wenn die Religion nicht in den Bereich der bürgerlichen Obrigkeit gehört, man dann auch nicht sagen kann, daß ihre gesetzliche Gründung dieser Obrigkeit nöthig ist. Welchen Einfluß haben auch bis jetzt in der That die geistlichen Stiftungen auf die bürgerliche Gesellschaft gehabt? Man sah sie mitunter eine geistige Tyrannei auf den Trümmern der bürgerlichen Obrigkeit errichten; man sah sie oft die politische Tyrannei unterstützen, nie aber sah man sie die Freiheit der Völker vertheidigen. Gesetzgeber, welche die öffentliche Freiheit zu zerstören wünschten, können in der Stiftung einer Geistlichkeit eine Stütze gefunden haben; aber eine gerechte, zur Beschützung und Verewigung der Freiheit errichtete Regierung bedarf einer solchen Hülfe nicht. Eine gute Regierung wird sich weit besser erhalten, wenn sie jeden Bürger in der Ausübung seiner Religion so beschützt, als in seiner Person und in seinem Eigenthum, indem sie die Rechte jeder Secte ehrt und keiner derselben erlaubt, die Rechte einer andern zu verletzen. — Weil die vorgeschlagene Einrichtung sich von jener großmüthigen Staatsklugheit entfernt, welche, den Verfolgten und Unterdrückten jeder Nation und jeder Secte einen Zufluchtsort anbietend, unserm Lande einen neuen Ruhm und einen Anwachs an Bürgern versprach. Welches traurige Vorge-

fühl einer schnellen Entartung giebt uns nicht diese Bill! Anstatt den Verfolgten einen Zufluchtsort anzubieten, ist sie selbst ein Aufruf zur Verfolgung. Sie stößt jeden Bürger aus den Reihen der Gleichheit, dessen religiöse Meinungen sich nicht nach denen der gesetzgebenden Obrigkeit richten; wie verschieden sie auch der Gestalt nach von der Inquisition scheint, so unterscheidet sie doch von ihr nur eine schwächere Färbung. Die eine ist der erste, die andere der letzte Schritt auf dem Wege der Unduldsamkeit. Der edle Mann, welcher in fernen Gegenden unter diesem Drucke seufzt, muß diese Bill als ein auf unsre Küsten aufgepflanztes Zeichen betrachten, das ihn erinnert, er müsse von nun an unter einem andern Himmel die Freiheit und Menschenliebe suchen, welche ihm ehemals unter uns einen sichern Zufluchtsort gegen die Verfolgung hätten anbieten können. — Weil sie auch dahin strebt, unsre Bürger zu verbannen; ihre Zahl wird täglich durch die Vortheile abnehmen, die ihnen andere Lagen darbieten werden. Ihrer Auswanderung neue Gründe geben, indem man die Freiheit zerstört, deren sie jetzt genießen, hieße ein denen ähnliches Beispiel der Thorheit geben, durch welche blühende Königreiche entvölkert und entehrt wurden. — Weil sie dahin strebt, die Einigkeit und Mäßigung zu zerstören, welche das durch unsere Gesetze aufgestellte Verbot, sich in die religiösen Verhandlungen zu mischen, zwischen den verschiedenen Secten begründet hat. Ströme von Blut sind durch die Anstrengungen des weltlichen Arms vergossen worden, um jede religiöse Streitigkeit zu vernichten, indem man alle Verschiedenheit in den religiösen Meinungen aufhob. Die Zeit hat endlich das wahre Mittel gezeigt. Die Mildrung einer engherzigen und strengen Politik hat überall allein, wo man es versuchte, das Uebel vermindert. Amerika hat be-



wiesen, daß eine Freiheit ohne Einschränkung seinen Einfluß auf den Wohlstand des Staates, wenn auch nicht gänzlich zerstört, doch wenigstens kräftig bekämpft hat. Wenn wir, trotz der glücklichen Erfahrung der Vergangenheit, jetzt anfangen, die Gränzen der religiösen Freiheit einzuschränken, so finde ich kein Wort streng genug, um unsre Thorheit zu brandmarken. Wir wollen wenigstens die Lehren benutzen, die uns die ersten Wirkungen der en>worfenen Meinung geben. Die bloße Erscheinung der Bill hat die Duldsamkeit, die Liebe und christliche Barmherzigkeit, welche noch vor wenig Tagen unter uns herrschten, in Abneigung und Eifersucht verwandelt, die nicht sobald beruhigt werden können. Was werden wir nicht zu befürchten haben, wenn dieser Feind der öffentlichen Ruhe mit der Kraft des Gesetzes bewaffnet einhertritt? — Weil die Versuche durch die Heiligung der Gesetze Verordnungen zu verstärken, die einer so großen Zahl Bürger schädlich sind, dahin streben, die Gesetze im Allgemeinen zu entnerven und die gesellschaftlichen Bande zu lösen. Wenn es schwer ist, ein Gesetz achten zu machen, das nicht allgemein für nöthig oder nützlich gehalten wird, wie sehr wird dann nicht die Schwierigkeit vermehrt, wenn das Gesetz als unpassend und gefährlich erkannt wird? Und wie verderblich kann dann nicht der Beweis der Ohnmacht der Regierung in der Ausübung seiner allgemeinen Obrigkeit werden! — Weil eine Masregel von so großer Wichtigkeit nicht genommen werden soll, ohne daß man die Gewißheit habe, sie werde von der Mehrzahl der Bürger gefordert. Bis jetzt ist aber noch keine befriedigende Verfahrensweise vorgeschlagen worden, um in diesem Falle die Stimmen der Mehrzahl und ihren Einfluß zu kennen. — Die Bürger jeder Grafschaft sind in der That eingeladen worden, ihre Meinung hinsichtlich der Annahme der Bill bei der nächsten Sitzung der Versammlung auszudrücken. — Unsre Hoffnung ist

jetzt, daß nach einer ernstern Untersuchung keiner der ersten die gefährlichen Grundsätze dieser Bill annehmen wird. Sollte die Erfahrung uns enttäuschen, so bleibt uns noch die Ueberzeugung, daß ein aufrichtiger Ruf, den man an die letzten ergelien ließ, noch dieses, unsern Freiheiten feindliches Gesetz, verworfen machen würde. — Weil endlich das gleiche Recht eines jeden Bürgers auf die freie Ausübung seiner Religion nach der Stimme seines Gewissens, sich durch dieselbe Verordnung an alle unsre andern Rechte knüpft. Es ist ein natürliches Recht, dessen ganze Wichtigkeit wir fühlen. Wenn wir die Erklärung der Rechte betrachten, die dem guten Volke Virginiens als Grundlage seiner Regierung dienen, finden wir es darunter feierlich bezeichnet und aufgeführt. Jetzt müssen wir anerkennen, entweder, daß die Gesetzgebung zum Nichtmaß ihrer Gewalt nur ihren Willen hat, und daß sie in der Vollständigkeit dieser Gewalt unsre ursprünglichen Rechte zerstören kann; oder daß sie genöthigt ist, dieses geheiligte Recht zu achten; daß sie die Freiheit der Presse antasten, die Jury abschaffen, sich die ausübende und richterliche Gewalt anmaßen, uns des Rechtes der Stimmgabe berauben, und sich endlich als unabhängige und erbliche Versammlung erklären darf; oder daß sie nicht Gewalt genug hat, die vorgeschlagene zum Gesetz zu erheben. — Wir Unterschriebene erklären, daß die allgemeine Versammlung dieses Staates diese Gewalt nicht hat, und setzen dagegen diese Erinnerung, damit kein Mittel gegen eine so gefährliche Anmaßung von uns vernachlässigt werde. Möge der höchste Gesetzgeber die erleuchten, an welche sie gerichtet ist. Möge er mit seiner Hand sie abwenden, irgend einen Entschluß zu fassen, der seine geheiligten Vorrechte verletzen, oder das Vertrauen zerstören könnte, das wir in sie gesetzt hatten; und möge er sie zu Maßregeln anleiten, welche fähig sind, ihren eignen Ruhm zu vergrößern, und die Freiheiten, die Wohlfahrt und das Glück der Republik zu befestigen.

Den 19<sup>ten</sup> November verließen wir Montpellier, um uns nach Friedrichsburg zu begeben, indem wir über Orange-court-house gingen; eine zahlreiche Begleitung unter den Befehlen des Hauptmann Maçon erwartete den General Lafayette vom Morgen an und Herr Madison wollte ihn ebenfalls begleiten. Als wir zu Orange-court-house ankamen, fanden wir die ganze Bevölkerung in 2 Reihen aufgestellt, durch welche der General durchging, um zum Obristen Barbour, Erstatthalter von Virginien, zu kommen, der von seinen Mitbürgern beauftragt war, den Gast der Nation zu bewillkommen; als er diese Reihen durchschritt, drückten ihm einige alte Soldaten aus der Revolution ihren Kummer aus, daß Alter und Entfernung sie verhindert habe, sich bei der Feier des Jahrestags von Yorktown mit ihren Gefährten zu vereinigen: er tröstete sie durch Beweise der Freundschaft und des Andenkens, für welche sie sehr dankbar schienen. Nach der Rede des Obrist Barbour bot Fräulein Derby dem General im Namen ihrer jungen Gefährtinnen einen Blumenstrauß an, den sie mit einer herzlichen und liebevollen Rede begleitete. Uebrigens hielten wir uns zu Orange-court-house nur die nöthige Zeit auf, um einem Gastmahle unter dem Vorsitze des Obrist Barbour beizumohnen, der nach dem Gebrauche 13 officielle Trinksprüche ausbrachte, welchen eine große Menge anderer folgten, die alle die von dem Feste des Tages erregten Gefühle der Vaterlandsliebe und Dankbarkeit ausdrückten. Nach dem Mahle trennten wir uns von Hrn. Madison, der trotz seiner 74 Jahre gewand ein Pferd bestieg und allein, mitten durch große Wälder, in seine friedliche Wohnung zurückkehrte. Wir setzten unsre Reise mit der Begleitung vom Morgen fort, die sich beträchtlich durch eine große Anzahl Bürger vermehrte, welche so das Vergnügen, das sie empfanden, mit dem General zu sein, verlängern wollten. Nach einigen Augenblicken begegneten

wir auf unserm Wege einem großen Andrang Volks, das sich um einen Triumphbogen herumdrängte, der bei dem Zusammentreffen eines Fußsteigs und der Straße errichtet war. Wir erfuhren bald, daß dieser so schmale, von jungen Mädchen mit Blumen bestreute Fußsteig, den man kaum durch die Dicke des Waldes bemerkte, und welchen die Menge mit sichtlichcr Theilnahme betrat, der Weg war, den La Fayette am 15<sup>ten</sup> Juli 1781 bahnte, um durch einen Eilmarsch im Verborgenen von den Ufern des Rapidan zu den Ufern des Michnut: creek zu gelangen, wo Cornwallis sehr erstaunt war, ihn in dem Augenblick in Schlachtordnung zu finden, wo er glaubte, sich ohne Widerstand der Borrathshäuser aller mittäglichen Staaten, die zu Alsbemarle errichtet worden waren, bemächtigen zu können. Dieser neue Beweis des ehrenvollen Andenkens, das die Amerikaner von allen seinen Handlungen bewahren, bewegte den General La Fayette tief. Als er sich beim Aussteigen von den jungen Mädchen mit Blumen bedeckt, und von allen, ihn unter dem Triumphbogen erwartenden Bürgern, umarmt fühlte, war er bis zu Thränen gerührt; er sprach lange mit ihnen und erzählte den jungen Männern, wie sehr dieser Ort das Dankgefühl in ihm aufrege, das er ihren Vätern schuldig sei: „Hier, sagte er ihnen, in dem Augenblicke, wo ich durch diesen Fußsteig eine Bewegung ausführte, die mir so verderblich werden konnte, wenn sie nicht vom Erfolg gekrönt ward, verließen sie ihre Aenten, um sich mit meiner kleinen Armee zu vereinigen, und während dieses ganzen Feldzugs verhinderten sie weder die Entfernung von ihren Familien, noch die Beschwerden aller Art, die schätliche Vernachlässigung der Bearbeitung ihrer Ländereien oder die Schwierigkeit, Lebensmittel zu bekommen, bei der Armee weit länger zu bleiben, als man das Recht hatte, von ihnen zu fordern.“ — Wovon aber der General aus Bescheidenheit nicht sprach, ist die Geschicklichkeit, mit der er bei

derselben Gelegenheit den Muth der Niedergeschlagenen wieder aufrichtete, und die bei sich zu erhalten verstand, die zum Fortgehen am geneigtesten waren: Als eine Abtheilung Milizen weit über die Zeit durch die Verzögerung derer zurück gehalten ward, die an ihre Stelle treten sollte, und sich darüber bitter beklagte, gestand der General La Fayette ihnen ein, ihre Unzufriedenheit sei gerecht; versicherte ihnen, wie schmerzlich ihm der beträchtliche Nachtheil sei, den sie durch ihre lange Entfernung von der Heimath und besonders von dieser unerswarteten Verzögerung erdulden müßten, einem Unfall, dem er vor seiner Abreise nicht habe abhelfen können, und dessen Ursache zu finden, ihm unmöglich sei. Er machte ihnen eine Art von Entschuldigung, sie über die bestimmte Zeit zurückzuhalten; erklärte ihnen, er habe nicht den Muth, diese Zeit zu verlängern, gab ihnen allen Erlaubniß fortzugehen, wobei er ihnen jedoch zu verstehen gab, daß er den ihm angewiesenen Posten nicht verlassen könne und mit der kleinen Anzahl regulirter Truppen bleiben werde. Er kannte trefflich den Charakter der Männer, die er befehligte, und erlangte durch dieses Mittel vollkommen, was er wünschte; ja, es würde ihm nach dieser Rede viel Mühe gekostet haben, einen Einzigen zum Fortgehen zu bewegen, ohne ihm ein Zeugniß zu geben, er habe ihn dazu gezwungen. „Wer könnte wohl daran denken, sagten sie unter einander, den Marquis zu verlassen?“ So nannten die Amerikaner während des ganzen Kriegs den General, und diese Benennung war so zur Gewohnheit geworden, daß man sich ihrer in allen Vereinigten Staaten bediente, als wir zu New-York ankamen; mehrere Tage lang gebrauchten die Zeitungen, indem sie von den Festen erzählten, die man ihm gab, keinen andern Namen, und hörten erst dann auf, als sie vernahmen, der General habe beständig verweigert, diesen Titel wieder anzunehmen, nachdem er auf ihn im Schooße der Verz

sammlung Verzicht geleistet hatte. Seine Zeitgenossen hatten jedoch viel Mühe, sich von einer alten Gewohnheit zu entfernen, die nicht ohne Reiz für sie war, weil sie dadurch in die Zeit ihrer Jugend zurück versetzt wurden. Ich erinnere mich, daß eine alte Dame zu Philadelphia, die ihn während der Revolution genau gekannt hatte, und sich ihn wahrscheinlich so vorstellte, wie sie ihn damals sah, sich durch die Menge ihm entgegen drängte, indem sie rief: „Laßt mich durch gehen, damit ich den lieben, jungen Markis wiedersehe!“ — Erst beim Sonnenuntergang am 20<sup>ten</sup> November erreichten wir Friedrichsburg, an dessen Thore der General Lafayette von den in Schlachtordnung aufgestellten Kindern, unter der Benennung Lafayette's Cadets, empfangen ward. Es war schon Nacht und die Stadt strahlte von Erleuchtungen, als wir auf dem Plage ankamen, wo der Bürgermeister seine Bewillkommungsrede hielt. Eine prachtvolle Mahlzeit und ein Ball, auf dem alle Schönen von Friedrichsburg glänzten, beschloffen diesen Reisetag. Den Tag darauf, Sonntags, wohnten wir dem Gottesdienste in der bischöflichen Kirche mit allen Freimaurern bei, die uns mit großer Feierlichkeit dahin geführt hatten. Der Prediger war ein Mitglied der Loge. Einen Theil des Montags brachten wir in der Familie des Hauptmann Lewis, Nefen des General Washington, zu, und am Abend reisten wir nach Washington-city ab, und wurden mehrere englische Meilen weit von den Einwohnern von Friedrichsburg begleitet. Auf der Gränze der Grafschaft Strafford, von der wir nur einen kleinen Theil berührten, kamen die Milizen dem General entgegen, um ihn bis zum Potomak zu begleiten, wo wir das Schiff fanden, das uns nach einer glücklichen Schifffahrt von einer Nacht nach Washington brachte.